



Der fliegende Helgoländer.

Episode aus dem gegenwärtigen Seekriege. Von G. Steinberg.

(Nachdruck verboten.) Das Unfassbare, Unerhörte, das vor wenigen Minuten geschehen, war folgendes: Die Desmannschaft des englischen Panzerkreuzers „Nelson“ hatte wie gewohnt den Dienst der Morgenstunden getan. Da von den, die Hauptstellung der Eintenschiffe beschützenden Kreuzern und Torpedobootsgerüstern keinerlei Meldung über die Annäherung feindlicher Streitkräfte ergangen war, schien kein Grund zur Beunruhigung vorhanden zu sein. Trotz des dichten Nebels also, in welchem die Linie der Fahrzeuge wie in Watte eingepackt dalag, ging jedermann an Bord des „Nelson“ seiner Arbeit nach. Und mitten hinein in die sichere Ruhe gelte plötzlich das wahrnimmige Gedrüll eines Matrosen, der schwer berückt in die See: „Seht! da auf ein eine Gruppe der Kameraden sozusagen hineinlos, und im selben Augenblick seinen Geist aufgab. Als das erste lärmende Entsetzen vorüber war, sprangen die Beherztesten hinzu, mußten aber sofort sehen, daß hier nicht mehr zu helfen war. Gleich danach entdeckte man dann die gegen die Reeling seitwärts geschleuderten leblosen Körper von zwei anderen Kameraden; ein vierter, der von dem geheimnisvollen Unfall mitbetroffen worden war, blieb, als man kurz darauf Alarmappell abhielt, spurlos verschwunden.

Was war geschehen? War, wie man im ersten Augenblick annahm, irgendwo an Bord ein unbewachtes Geschöß explodiert? Oder sollte gar...? Die Schiffsoffiziere schauten einander fragend an. Sollte einer der deutschen Zepeline, auf deren Entdecken man seit langem gefaßt war, trotz des undichten Wetters eine lärmige Fahrt gewagt und eine Bombe heruntergeworfen haben?

„Kette Ausschüten, die uns da benutzte!“ meinte der diensttuende Offizier, der die Fortschaffung der Leiden leitete.

„Ich glaube nicht“, erwiderte ein anderer, „daß wir es hier mit einem Bombenwurf zu tun haben.“

„Wiejo, Kamerad?“

„Haben Sie sich den Schauplatz des Ereignisses schon etwas genauer angesehen?“

„Über gewiß!“

„Und ist Ihnen nichts Merkwürdiges dabei aufgefallen... ich möchte sagen: etwas... etwas Unheimliches?“

„Sie scherzen, Kamerad, würde ich sagen, wir“ der Moment nicht so vertieft ernt. Unheimlich nennen Sie Ihre Beobachtungen, warum?“

„Kommen Sie bitte mit!“

Die beiden Offiziere schritten nach; der: Heck des Schiffes, wo sich der traurige Unfall zuggetragen hatte. An der Stelle angekommen, meinte der Lieutenant, der den Führer machte: „Nach den Sprühen zu urteilen, die Sie hier auf dem unteren Teile der Geschützseiten sehen — schauen Sie einmal ganz genau zu! — haben wir es nicht mit einem Bombenwurf zu tun, sondern mit einem von seitwärts abgefeuerten Schuß, über dessen nähere Natur ich mir allerdings vorläufig selber den Kopf zerbreche. Die Mannschaften wollen von der Annäherung eines Fahrzeuges nicht das Allgeringste bemerkt haben; es wäre im übrigen ja auch zu merkwürdig, wenn ein deutsches Torpedoboot durch die gesamten Nachtschiffe hindurch unbemerkt bis hierher vorgezogen sei. Ich mache mir da meine eigenen Gedanken über den geheimnisvollen Feind. In jedem Falle ist die äußerste Wachsamkeit geboten, und es empfiehlt sich auch, die ganze Zone um unsere Stellung raktlos durch Beobachtung abzutragen zu lassen. Dann werden wir dem „fliegenden Helgoländer“ schon auf die Sprünge helfen, können sich drauf verlassen, Kamerad!“

„Wollen wir wetten, daß dieser gespensterhafte Angreifer eine von den Helgoländer Blaudamen ist, die jetzt mehr und mehr auf private Abenteuer ausgehen?“

„Darin können Sie Recht haben. Der Wetten wir also den „fliegenden Helgoländer“, schloß der Kapitän und schnitt eine Grimasse, „aber auch mit dem werden wir schon fertig werden, weil!“ —

Tagsüber blieb's ruhig. Der Abend kam, und mit ihm ein dichter Nebel, ein Gewoge und Gewühl weißer Schwaden, die sich, wie von Geisterhand hervorgezaubert, ringsum undurchdringlich ausdehnten. Zu Seiten des Schiffes konnte man auch nicht zwei Meter weit sehen. Das



Unsere Sahren.

(Mel.: „Tu Mantna in Vanden“). Giraßungna, den 20. 9. 14. Estedo Sao Paulo.

Ein Deutscher will ich heißen So lang mein Auge sieht, So lang ein Tropfen Blutes Durch meine Adern zieht. Im fernem Land am Urwaldbrand, Will tragen ich mit Stoß das Band, Das schwarz-weiß-rote Band.

Wir haben uns die Wege Gebahnt im kühnen Flug, Nun streiten rings die Feinde Gen uns mit Lug und Trug! Laßt helfen uns — vom Haß unfrei — Den Blick auf unsern besten Trost: Auf's schwarz-weiß-rote Band.

Laßt jubeln unsere Weider Und vorweg Vivat schreien. Auch unser Tag wird kommen, fest steht die Wacht am Rhein. Es kommt der Tag: Die Welt umspannt Als starkes Friedens-Unterpand Das schwarz-weiß-rote Band. Von einem Leser der „Saale-Zeitung“ in Brasilien.



unablässige Geheul der Sirenen war das einzige Lebenszeichen, das man von den Nachbarschiffen bekam. Die ausgesandten Boote waren sämtlich zurückgekehrt; sie nochmals auf die Fährte des unbekannten Gegners zu schicken, schien unter diesen Verhältnissen ausgeschlossen.

An Deck waren alle Mannschaften auf dem Ausgang; aber sofort kam auch in die rings mit spitzen Wellen aufsprühende See hinauspähte, es war nicht das Windeste zu hören und zu sehen.

Bei den Venten, die auf der Backbordseite den Dienst versehen, enthielt plötzlich eine Bewegung. Aber bevor jemand ein Signal geben konnte, sauste in unmittelbarer Nähe der Schiffswand ein graues Etwas vorbei, und eine schneidige Kommandostimme klang den entsetzten Matrosen

in die Ohren: „Rache für Hela und Ariadne!“ Im selben Augenblick sprühte eine Feuergarbe aus dem Nebel auf, der ein prasselnder Blut- und Stahlschlag folgte. Ein halbes Duzend Leute von der Besatzung wälzten sich in ihrem Blute. Vergeblich wurde eine Granatfalle in der Richtung abgeworfen, woher der geheimnisvolle Angriff gekommen war... das Gespenstergeschiff war um Mitternacht verschwunden.

Daß es aber nicht nur den „Nelson“, sondern auch die übrigen Panzerschiffe mit seinen feindlichen Besuchen im Nebel bedachte, ging alsbald aus den Frontentelegrammen hervor, die von mehreren Linien Schiffen kamen und die maßgebende Flottille beauftragten. Danach waren im Verlauf einer knappen Viertelstunde nicht weniger als fünf Angriffe durch das unbekannte Fahrzeug erfolgt, und etliche zwanzig Leute von den verschiedenen Schiffen hatten dabei ihr Leben verloren und viele waren schwer verwundet worden.

Am nächsten Tage daselbst Spiel. Unter dem Schuß des undurchdringlichen Nebels war der geheimnisvolle Helgoländer ständig unterwegs und jagte den Schiffen der englischen Flotte solchen Schaden zu, daß die Mannschaften der verschiedenen schwer bewaffneten Fahrzeuge endlich die Geduld verloren. In der Tat: es konnte nicht jedermanns Aufgabe sein, mit aller Anspannung der Aufmerksamkeit Waage zu stehen und, während man jait an nichts dachte, mit tödlichem Hagel aus der tödlichen Nebelwand überflutet zu werden. Das war schlimmer, als die furchtbare Schlächt, in der man doch wenigstens wußte, wessen man sich zu verteidigen hatte.

Von diesem Augenblick an begann eine Jagd auf Leben und Tod hinter dem geheimnisvollen Feinde her. Gerade waren die am Nachmittag zum Luftüberaus ausgefahrenen Fahrzeuge der verschiedenen Gattungen ohne Ergebnis in ihre Stellungen zurückgekehrt, als von einem Beiboot des „Nelson“ plötzlich in geringer Entfernung ein merkwürdiges kleines Fahrzeug gesichtet wurde. Das anziehend ganz aus Stahl gebaute Boot war höchstens fünf Meter lang, lief vorn spitz zu und war ringsum derart mit gewölbten Panzerplatten geschützt, daß es wie ein unangreifbarer riesiger Raifisch anzusehen war. Das Merkwürdigste aber: das Boot bewegte sich, ohne von irgend einem Motor oder einer Schraube getrieben zu sein, lautlos vorwärts. Die Matrosen, die in dem Beiboot saßen, betrachteten einen Augenblick wie entsezt den seltsamen Feind. Aber der lärmlose Hai, den eine unfaßbare Macht lenkte, setzte seinen Weg mit rasender Schnelligkeit gegen den „Nelson“ hin fort. Noch war er 50, in der Sekunde darauf nur mehr 30 Meter entfernt. Im nächsten Augenblick sahen die Insassen des Beibootes, wie die lärmlose Spitze des Hales den Panzer des Kreuzers berührte, es gab einen Schlag, als ob das ganze Meer von tauendem Wasser gleichzeitig getroffen würde, und der stolze „Nelson“, dessen sichtbare Bordwand wie in Atome zerprengt war, neigte sich zur Seite und versank, während seine Kessel mit Donnerkrachen explodierten, in die graue Tiefe.

Entsetzt hatten die Matrosen der Katastrophe zugeesehen, ohne daß sie auch nur einen Finger zur Rettung ihrer unglücklichen Kameraden hätten rühren können. Als sie aber, noch immer selber im Kampfe mit den aufgewühlten Meereswogen, einige Minuten später sich dem Orte näherten, wo das Panzerschiff mit Mann und Maus untergegangen war, sahen sie plötzlich ein deutsches Wasserflugzeug aus dem Nebel auftauchen und gleich darauf mit rasender Geschwindigkeit wieder in den unurchdringlichen weißen Schwaden verschwinden. Die tollkühnen Fahrer hatten sich mit dem unvergleichlichen Wagemute, den wir Tag um Tag bei unsem Feinden bewundern, durch die kanonenfarrenden Ecken der feindlichen Flotte hindurchgeschliffen und schließlich den mächtigen „Nelson“ durch ein, dem mittelst elektrischer Fernwellen gelenktes Torpedo in die Luft gesprengt. „Hela“ und „Ariadne“ und die anderen im Kampfe ruhmvoll gekämpften Schiffe waren gerädert!

In den Berliner Kriegsbaracken 1870/71.

In diesen schweren Sorgenstunden schweift der Blick wohl in jene Zeiten, da Deutschland zuerst im Felde stand gegen den Erzfeind, hin zu jenen großen Ereignissen, aus denen das Deutsche Reich geboren ward, aber auch hin zu den Armen, die zur Vollendung der großen Sache ihr Blut auf dem Schlachtfelde verpflanzten mußten. Die Toten konnte man nicht ins Leben zurückrufen. Aber die Schmerzen der Verwundeten zu lindern, teilzunehmen an ihrem schweren Leide — das war eine Aufgabe, deren Erfüllung in Menschenkräften stand. In der ersten Reihe der edlen Frauen, die sich in lieblicher Fürsorge der armen Verwundeten annahm, stand unseres großen Altichstanglers Cousine und Spielgefährtin S e d w i g v o n W i s m a r d, und was sie in jenen großen und schweren Tagen in den Berliner Kriegsbaracken erlebt, das ist in diesen Stunden doppelt pabend und ergreifend. „Die zur Aufnahme der Verwundeten bestimmten Baracken“, so erzählt sie in ihren

denkwürdigen Erinnerungen“, waren auf dem Tempelhofer Felde errichtet, rechts von dem Denkmal, da, wo heute der Viktoriadenpark nicht ahnen läßt, wieviel Schmerzen dort gekostet, wieviel Seufzer ausgehoben, wieviel Tränen dort geflossen sind.

Das Kriegsministerium, der Hilfsverein und die Stadt Berlin hatten sich zur Herstellung und Verhaltung dieses Lazarett vereinigt. Es bestand aus 25 Baracken und dazu gehörigen Gebäuden; in dem einen befanden sich die Räume für die Verwaltung, sowie eine kleine Kapelle, in der zwei evangelische Prediger und ein lutherischer Priester abwechselnd Gottesdienste hielten. In einem anderen waren die großen Rückenräume, die Schlafzimmer für das Personal, Vorratsräume, sowie ein Esszimmer für die in den Baracken wohnenden jungen Leute. In einem kleinen Gebäude lag der Operationsaal und die Apotheke. Für jede Baracke war ein Arzt, 2 bis 3 Helfgeschien und eine graue Schwester bestellt. Ueber dem Ganzen standen ein höherer Chirurg, mehrere Gehilfen und die oben erwähnten Geistlichen. Jeden Morgen kam Professor Gemacht mit anderen Kollegen zur Operation heraus. Hier entwickelte sich um eine Liebesfähigkeit, die sich durch Monate erstreckte, Regen und Sturm über sich ergehen ließ und, fast im Schnee des besondern strengen Winters vergraben, bei 18 Grad Kälte, wo Gefund und Wasser einfroren, geduldig ihr Werk weitertrieb. Kurz bevor die ersten Verwundeten eintreffen sollten, erschienen in den Baracken an einem kalten, regnerischen Augustmorgen, von der Gräfin Noon zusammengeführten, einige 40 Damen, um alles einzurichten. Wenige kannten einander, keine wußte, was sie sollte, wenige, was sie wollten, — jede aber sah sie willig zu. Manche Hand, die bisher wohl keinen Feind und kein Staubloch, geschweige denn Schrubber und Scher-

denkwürdigen Erinnerungen“, waren auf dem Tempelhofer Felde errichtet, rechts von dem Denkmal, da, wo heute der Viktoriadenpark nicht ahnen läßt, wieviel Schmerzen dort gekostet, wieviel Seufzer ausgehoben, wieviel Tränen dort geflossen sind.

lappen verarzt hatte, griff mutig an. Staubwolken erhoben sich, Wassertrichter stießen, — aber gestiftet wurde wenig, es war und blieb ein Chaos. . .

Schredlich war es, wenn plötzl. kurz vor der Mähzeit, Pallantien kamen, für welche immer eine Barade freigelassen wurde. So erschienen eines Tages fünf unangesehene achtzig Mann zu Mittag. Wo sich, da es doch den täglichen 400 bis 500 Kohlhähnen nicht abgezogen werden konnte, schließlich etwas fand, ist mit heute nicht recht klar, aber, was Gott, es war da, und alle wurden befreit. . .

In den Wochen vor Weihnachten wurde in den Baraden überall die Sehnüchtheit nach Gänsebraten wach. In unseren Küchenräumen lüftete Gänse zu braten, war ganz unmöglich. Ein Kriegerat, den Grafen Raon und ich abhielten, hatte folgendes Ergebnis. . .

Die Kaiserin-Königin Augusta widmete den Baraden ihre besondere Teilnahme. Jeden Dienstag und Freitag wurden sie bei uns vor. Seit gutem Wetter liegt sie aus, kam aber, um meine Barade zu denugen, in die Küche. . .

Ein alter Kuffe kam einmal, ließ sich viel erzählen von unetler Arbeit und legte eine Summe Geldes auf meinen Schreibtisch für die Kaffe des Agarets. Dies geschah öfters, er aber drückte mir dann noch ein Goldstück in die Hand mit den Worten: „Für Ihre Mühe.“ . .

Der Glimpunkt aller Besuche aber war der des Kaisers wenige Tage nach seiner Heimkehr aus Frankreich. Aus der Unter den Linden gelegenen Wohnung des Dr. Tobolt, Leiter der ersten Barade, sah ich den Kaiser eingehen. . .

Leidet war es wirklich nicht, täglich für 400-500 Menschen zu kochen und alle Maßregeln pünktlich und gut fertig zu haben. Es wurden wohl Kesselpfeifen zum Kartoffelkochen kommandiert, auch Franzosen. . .

hatten? Aber siehe, zur festbestimmten Zeit erschien kein Wagen, eine große Kuppelmaschine nach der anderen wurde herausgeladen; die Gänse waren darin portionsweise verteilt. . .

Das Amulett der Kaiserin.

Skizze von Peter Hammer.

Seit einiger Zeit trug Eugenie, Frankreichs enthronte Kaiserin, wieder jene Smaragdbrosche in Form eines Kleeblattes, die sie einst bei einem Fest in Compiegne, zu dem Rothschild sie eingeführt, aus einer Schmutz von damals in ihren Koffer genommen. . .

Als ihr bei jenem Feste der von Volkswillen erwählte Präsident Frankreichs die kleine Brosche anheftete, sah sie ihre glänzende Krone zur Wirklichkeit werden. Ein paar Jahre vorher hatte sie in Paris von einem Fremder aus angesehen, wie man Napoleon nach dem misglückten Staatsreich gefangen jorgtehrte. . .

Anfangs schien es, als ob ihr das Glück seine Verheißung nicht halten wolle. Napoleon begehrte sie, aber er wollte die Wdige von zweifelhafter Legitimität nur zu seiner Geliebten machen. . .

Ein rauschendes Fest, prunkvoll und theatralisch, wurde das Leben am Kaiser Hofe. Durch ihre Wildblütigkeit und ihren Charme gewann die Kaiserin nicht nur die Herzen ihres Volkes. . .

Hoffnung, Frankreichs Boden wiederzusehen, damit abgeschworen. War auch der Gemahl tot, so blühte ihr doch noch der Sohn, der nun schon ein paar Jahre in der englischen Armee diente, und auf dessen tapferen Sinn die Bonapartisten große Pläne bauten. . .

So kam der Juni 1870. Schon seit zwei Monaten war Louis fort. Die Kaiserin sah mit einigen Getreuen im Park. Sie sprach von ihrem Sohn. Sie erzählte von dem Jubel, mit dem Frankreich seine Geburt begrüßt, und wie die Zeitungen über sein erstes Papa und Mama berichtet. . .

Als sie sich am dem Tage, der Luise beigeist werden sollte, zur Lotteriedeck antebete, fiel ihr die kleine Smaragdbrosche, die sie jahrelang wie ein Amulett getragen, in die Hand. . .

Ein Jahr darauf irrte eine gealterte, zum Sterben müde Frau, von einem Matrosen geführt, unter dem afrikanischen Himmel weiter und suchte die Stätte, wo, von hinterhältigen Feinden durchbohrt, ihr Sohn sein Blut verströmt hatte. . .

Preis-Rätsel.

Bilderrätsel.



Auflösung des geographischen Uhrnrätsels aus Nr. 5: Den Namen jedes der vierde immer um fünf Stellen, den größten und Es geben jedoch die untenstehenden Buchstaben in 6 und V Ma. . .

Richtige Lösungen sandten rechtzeitig ein: A u s d a l l e (S.). Otto Cerneg, A. Müll, Gebr. Madenroth, Gulland Grädel, Elisabeth Lepin, M. Rastländer, Georg Schaefer, Frau C. Moeste, Werner Dohms, Ottomar Schmidt, E. Schöter, Friedriche Diele, Ertha Gander, Ebn. Juchold, Charlotte Beauoit, E. Schade, Winter Vode, Charlotte Jahn, Charlotte Hummel, Johanna Wändsdorf, F. Schäfer, Fris. Fischer, M. Busse, Käthe Breitter, Erik und Kurt Vinter, Lotte Wank, C. M. Wensich, Nicolaus, Kurt und Walter Hartwig, W. Junke, Fris. Becklin, Frau Ida Rinke, Ella Roth, W. Jentsch, A. Weinmann, Helmut Friedrich, Grete Kirdert, I. Meinel, Paul Müller, Alfred Büttner, Emmy Semmler, Margarete Krieb, Gertrud Kretzmann, Hans Ernest. . .

„Der Roland von Berlin“ Roman von Wilhelm Meixis, und Otto Martin-Dölan, und zwar: „Die Regulatorin in Arkansas“ von Friedrich Gerstäcker. . .

